

Ihr Stern ging an der Expo auf

Text: Anna Schindler
Fotos: Mike Frei

Eines ist die Expo.02 bestimmt: ein grosses Experimentierfeld für junge Architektinnen, Künstler, Gestalterinnen und Designer. Sie bot während drei Jahren eine einmalige Plattform zum Entwickeln und Ausprobieren von Ideen, Erfindungen, Materialien und Techniken. Damit hat sie einigen viel versprechenden jungen Gestalterteams zu einem wichtigen öffentlichen Auftritt verholfen. Fünf Werkstattbesuche.

• Zwei Dinge fallen einem beim Durchsehen der Adressen von Autoren, Gestalterinnen und Erbauern der Ausstellungspavillons auf: Die Expo.02 ist in Teamarbeit entstanden. Und sie wurde zu einem guten Teil im Zürcher Kreis 5 ausgeheckt und entworfen. Dies mag einen nahe liegenden Grund haben: Die künstlerische Direktion der Expo kam immer aus der Deutschschweiz. So bemüht man sonst gegenüber den Romands war – sowohl Pipilotti Rist als auch Martin Heller lebten und arbeiteten in Zürich, ebenso die Mehrheit ihrer Teams. Dass beiden künstlerischen Leitungen deshalb die kreativen Biotope in Zürich und Basel näher standen als diejenigen aus Lausanne und Genf, ist natürlich. Zumal das Interesse Letzterer an der Expo stets gering war. So sind die spannendsten Ausstellungspavillons und das faszinierendste Kunstpanorama in den ehemaligen Industrie-Werkhallen zwischen der Zürcher Hardbrücke und dem Güterbahnhof und in einem Kleinbasler Atelier entstanden.

«Wir sprachen dieselbe Sprache»

Mitten auf der Artepilage Biel, wo man höchstens zu Fuss oder mit dem Schiff hingelangt, steht eine Art Parkhaus. Die dreistöckige, annähernd quadratische Struktur aus Betonelementen mit der transparenten Wellpolyesterhaut nimmt aber keine Autos auf, sondern beherbergt 71 grosse Einkaufswägelchen. Die 3,50 Meter breiten Betonrampen sind keine Auf- und Abfahrten zu Parkdecks, sondern



1

bilden den Grund für eine 540 Meter lange Elektrobahn, die sich über acht Weichen, zwei Kreuzungen und Steigungen von 15 Prozent durch das ganze Gebäude schlingt. Stündlich gleiten 660 Personen wie von Geisterhand bewegt mit einer Geschwindigkeit von maximal 3,6 Stundenkilometern durch «Strangers in Paradise» auf und ab, drehen ab und zu schwungvoll um die eigene Achse, verharren und beschleunigen wieder.

«Drei Themen mussten im Pavillon vorkommen», sagt die Zürcher Architektin Ingrid Burgdorf: «wichtige Bilder der Schweiz, ein phantastischer Supermarkt und die Einkaufswägelchen als Symbol der Migros». Die dunkelblonde Architektin mit dem herzlichen Lachen war zusammen mit ihrer Partnerin Barbara Burren, mit der sie seit 1991 zusammenarbeitet, vor zwei Jahren zur Mitarbeit bei der Selbstdarstellung des grössten Detaillisten der Schweiz an der Landesausstellung angefragt worden. Die Migros-Verantwortlichen hatten dazu von der Direction artistique eine Liste mit ein paar Dutzend möglichen Architekten und Gestalterinnen zur Auswahl erhalten.

Die beiden Architektinnen von der Zürcher Pfingstweidstrasse gefielen der Leiterin des Migros-Kulturprozents, Jana Caniga, ihrem Projektleiter Christoph Stratewerth, der Kuratorin Meret Ernst und dem Bühnenbildner Michel Schaltenbrand offensichtlich: Sie überstanden zwei Präsentationsrunden und sogar die Testfrage, wie sie denn zur Expo stünden, erinnert sich Barbara Burren amüsiert. Zu guter Letzt durften die beiden die Migros-Leute durch ihr bisher bekanntestes Bauwerk, ein Stück des Technikums Rapperswil, führen. Dann galt es ernst: Wie liess sich das Bild der Migros – «volksnah und bodenständig» nennen es die Architektinnen – in eine Architektur umsetzen, die den künstlerischen und intellektuellen Ansprüchen der Ausstellung gerecht wurde?

Dass der Pavillon eine grosse «Blackbox» sein musste, sei von Anfang an klar gewesen, erklärt Barbara Burren, mit dem dunklen Pferdeschwanz und der schmalen Brille auch äusserlich der Konterpart zu ihrer Büropartnerin. Das Volumen der grossen Kiste von 13500 Kubikmetern stand fest, als inhaltliche Metapher gaulerte das Bild der kleinen Alice, die hinter den Spiegel ins Wunderland tritt, durch die Köpfe der Architektinnen. Die beiden suchten deshalb nach einer strengen Struktur, die eine geheimnisvolle Gegenwelt durchscheinen lassen sollte. Fündig wurden sie im Alltag: Der Migros Pavillon besteht aus Betonelementen, wie sie Parkhäuser, Lagerhallen und Verkehrsbrücken an jeder Ecke der Schweiz prägen. Und die Fassadenplatten aus transparentem Wellpolyester finden sich in jedem Handwerkermarkt.

«Die Aussenhaut des Gebäudes soll mit einer simplen Technik Tiefe zeigen», erklärt Ingrid Burgdorf. «Die dahinter liegende Struktur schimmert je nach Lichteinfall verschieden deutlich durch die unregelmässige Oberfläche». Um eine möglichst ruhige Fläche zu erhalten, verschraubten die beiden die Polyesterplatten nicht miteinander, sondern hängten sie an horizontal um das Gebäude gespannten Drahtseilen auf. Solche Techniken entsprechen nicht ganz den landläufigen Baumethoden der Migros-Shoppingcenters – aber die Bauabteilung des Konzerns hatte bei der Entstehung des Pavillons nicht viel zu sagen. «Die Zusammenarbeit mit der Migros war hervorragend», erzählt Barbara Burren. Jana Caniga habe sie gegen die Konzernleitung abgeschirmt und innerhalb des Projektteams habe die Kommunikation funktioniert. «Es waren lauter Profis

aus dem Kulturbereich am Werk», sagt Ingrid Burgdorf. «Wir sprachen dieselbe Sprache.» Entsprechend klar ist die Handschrift der beiden Architektinnen am Bau: Die Architektur ist integrales Element der Ausstellung – sie wird möglichst nicht verdeckt, verkleidet oder übermalt. Zudem planten sie den Rückbau von Beginn weg mit, erzählt Ingrid Burgdorf: Sie wählten Baustoffe, die ohne Verbundmaterialien auskamen, und steckten sie wie gigantische Bauklötze aufeinander.

Und im Oktober, wenn die Fertigelemente auf einer anderen Baustelle wiederverwendet werden und die Bahn verkauft ist, was tun Ingrid Burgdorf und Barbara Burren dann? Die Fachwelt zollt der gelungenen Ausstellungshalle in Biel Anerkennung – doch bringt das Lob auch Aufträge? «Wir sind bereits wieder zur Tagesordnung übergegangen», sagt Barbara Burren, «in zwei Wochen ist der Abgabetermin des nächsten Wettbewerbs.» Und Ingrid Burgdorf relativiert den positiven Effekt der öffentlichen Präsenz: «Wahrgenommen werden an der Expo vor allem die Migros und die Ausstellung.» Die Architektinnen blieben im Hintergrund. In der offiziellen Pressemappe jedenfalls wurden sie glatt vergessen.

«Wir haben uns nichts nehmen lassen»

Ein paar Schritte weiter stadteinwärts liegt am anderen Ufer der Limmat das Atelier des Architekturbüros GJK (Gramazio Joergensen Kohler): hohe Räume direkt am strömenden Wasser. Seit zwei Jahren arbeiten sie im Erdgeschoss der grosszügigen städtischen Liegenschaft, die dem Schriftzug der ansässigen Werbeagentur wegen «Cash-Haus» heisse, erzählt Matthias Kohler, der eine der drei ursprünglichen Firmengründer. Zusammen mit Fabio Gramazio bildet er seit einem Jahr ein Duo statt eines Trios. Der eingängige Name GJK allerdings ist geblieben. Kohler und Gramazio haben ihre ETH-Studien 1996 abgeschlossen und sich drei Jahre später zusammengetan. In den letzten anderthalb Jahren galt ihre Hauptaufmerksamkeit einem Projekt: dem Pavillon von IBM Schweiz und der Rückversicherungsgesellschaft SwissRe in Biel. «So viel Kontinuität wie wir hat bei der Expo kaum ein anderes Team erlebt», sagt Matthias Kohler. «Wir haben «Swish» von der Machbarkeitsstudie über das Vorprojekt bis zur →

1 GJK, Fabio Gramazio (links) und Matthias Kohler: Das Schwierigste war, das Team bis zum Schluss zusammenzuhalten.

2 Das Architektinduo Ingrid Burgdorf (links) und Barbara Burren: Die Architektur des Migros-Pavillons ist integrales Element der Ausstellung.



2

→ Realisation durchziehen können.» Zusammen mit den Zürcher Szenografen von Morphing Systems um Tristan Kobler und der Architektin Miriam Zehnder hätten sie im Auftrag der IBM Schweiz von September bis Dezember 2000 die Durchführbarkeit eines Expo-Projektes geprüft, erzählt Fabio Gramazio: «Damit war das Ausstellungsteam schon beisammen.»

Es war eine verschworene Gruppe, die alle Diskussionen mit den Sponsoren und der künstlerischen Leitung der Expo überstand und später die konkreten Probleme auf der Baustelle meisterte. Dass die inhaltliche Trennung des Projekts in die Architektur der Hülle, die Gestaltung des Innenraumes und in die Ausstellung erst nach der Konzeptphase erfolgte, sieht man dem Pavillon an: Wichtige szenografische Elemente wie die an der Stirnseite in die Fassade eingelassene Bank und der digital-reale Wunschsee stammen aus der Feder von GJK.

Die grösste Herausforderung sei es gewesen, bis zum Schluss als Team zusammenzubleiben – und damit zu verhindern, dass am Ende doch ein Generalunternehmen mit der Realisierung betraut wurde, sagt Matthias Kohler. Dies

bedingte Vertrauen von Seiten der Sponsoren: Sie stellten einem Ensemble junger Tüftler immerhin zehn Millionen Franken für das Gesamtprojekt zur Verfügung. «Das Ganze war ein gewaltiges Experiment, ob dessen Dimensionen wir ein paar Mal arg erschrocken sind», gibt Gramazio zu. «Zugleich aber war es eine Chance, wie wir sie in keinem anderen Bauprojekt je erhalten hätten.» Die beiden haben sie genutzt: «Wir haben den Pavillon so zu Ende gebracht, wie wir wollten.»

Erfolg verleiht Selbstvertrauen. «Wenns drauf ankommt, können wohl nur wenige junge, kleine Büros so schnell reagieren wie wir», erwidert Fabio Gramazio auf die Frage, warum GJK ursprünglich gleich bei drei Expo-Projekten mit von der Partie gewesen wäre. Er und sein Partner haben den «Ernstfall» unter enormem Zeit- und Budgetdruck nun fast zwei Jahre erprobt – und dabei ein paar hübsche Details für «Swish» erfunden: die weiche, schwarze Fassade aus Abdichtungsmaterial etwa, die sie direkt auf die Isolation des Pavillons spritzten, oder den Wunschsee. «Digitale Welten spielen in allen unseren Arbeiten eine wichtige Rolle», erklärt Matthias Kohler. Für «Swish» haben die beiden Computerfreaks in enger Zusammenarbeit mit Miriam Zehnder eruiert, wie sich Buchstaben – am Touchscreen formulierte Wünsche – ins Seewasser hinunter projizieren lassen, so dass sie unter den Füßen der Besucher als lesbare Schrift aufscheinen: Die Wasseroberfläche muss mit Sprinklern gebrochen werden, damit die zurückgeworfenen Buchstaben scharf erscheinen.

Auf die Verknüpfung von digitalen und physischen Welten vertrauen die beiden Architekten auch jetzt, nach der intensiven Zeit mit der Expo. Zwar könnten sie mit der Zuverlässigkeit, die sie in der Ausführung des Pavillons an den Tag gelegt haben, in der Fachwelt und in der Öffentlichkeit bestehen, sagt Fabio Gramazio: «Aber wir wollen uns nicht auf Ausstellungsarchitektur spezialisieren.» Sie entwickeln lieber eigene Projekte: so etwa einen Kunststofftisch, der sich auf dem Handy-Display entwerfen lässt. Blosser Zeitvertreib ist dies nicht: «Wir haben bereits einen Prototypen hergestellt», erzählt Fabio Gramazio. Auch dieses Projekt werden die beiden mit ihrer bewährten Hartnäckigkeit locker schaffen – und es vielleicht auch verkaufen.

«Macht es doch möglich, bitte!»

Auch die Basler Künstlergruppe «Panorama 2000» hat ein Gesamtprojekt nicht nur in der Mitmachkampagne der Expo eingegeben, sondern in vier langen Jahren auch durchgezogen. «Unsere Stärke war, dass wir alle nötigen Elemente von Beginn weg in unserem Projekt integriert hatten», sagt die Basler Projektleiterin Ursula Freiburghaus, «die Architekten Andreas Reuter, Dominique Salathé und Volker Trommsdorff sind ebenso Projektautoren wie die Künstler und Künstlerinnen und der technische Leiter Valentin Spiess.» Herausgekommen ist bei der umfassenden Kollaboration eine der gelungensten visuellen Arbeiten der Expo: Das «Panorama Schweiz Version 2.1» im unteren Geschoss des Monolithen ist eine ungewöhnliche zwanzigminütige Bilderreise durch die Schweiz.

Bei der Gruppe «Panorama 2000» steht die Gleichberechtigung der künstlerischen Sparten nicht bloss auf dem Papier – die Zusammenarbeit im zehnköpfigen Team macht das Projekt vielmehr erst aus. Ohne die verschworene Gruppe, die zahlreiche inhaltliche Krisen, Budgetkürzungen um die Hälfte und den Direktorenwechsel der Expo

Bureau k1, Philippe Stuebi (links) und Nader Taghavi: Die formale Freiheit der Expo lockte.



überstanden, ein Archiv von viereinhalbtausend Bildern aufgebaut und digital bearbeitet hat, wäre der zeitgenössische Blick auf die Schweiz nicht zustande gekommen. Dabei hatte die Idee eines Panoramas ursprünglich mit der Expo nichts zu tun. Die beiden Basler Künstlerduos Monica Studer/Christoph van den Berg und Julia & Claudia Müller übernahmen 1996/97 ein Jahr lang den improvisierten Basler Ausstellungsraum «Filiale Erben», gestalteten zusammen mit Freunden das Programm und fanden Gefallen an der Teamarbeit. Zusammen mit Reuter, Salathé, Trommsdorff und Emanuel Tschumi dachte man an einem grösseren Projekt herum, erzählt Monica Studer. Die «Million für Basel» lockte, das Jubiläumsgeschenk der Kantonalbank, ebenso der Wettbewerb zur Neugestaltung des Basler Messeplatzes 1998. Beide Gelegenheiten liess die Künstlergruppe schliesslich ungenutzt – aber das Projekt eines Panoramas war geboren. Und als die Expo.01 die Mitmachkampagne lancierte, brachte man die Idee eines Bildraumes, der gegen die allgegenwärtige, wahrnehmungstötende Bilderflut aus Medien, Kunst und Werbung neue Sichtbarkeit schaffen sollte, zu Papier und schickte sie nach Neuenburg.

Die Rundschau wurde während ihrer langen Entstehungsgeschichte markant verändert: Vom ursprünglichen geschlossenen Panoramaraum auf verschiedenen Ebenen, den immer neue Moderatoren bespielen sollten, ist nur das Bildarchiv geblieben. Präsentiert wird der Bilderbogen nun auf dem «Lampenschirm»: einer sieben Meter hohen Leinwand von 23 Metern Durchmesser. Die Vereinfachung aber habe dem Projekt nicht geschadet, meinen Monica Studer, Ursula Freiburghaus und Andreas Reuter.

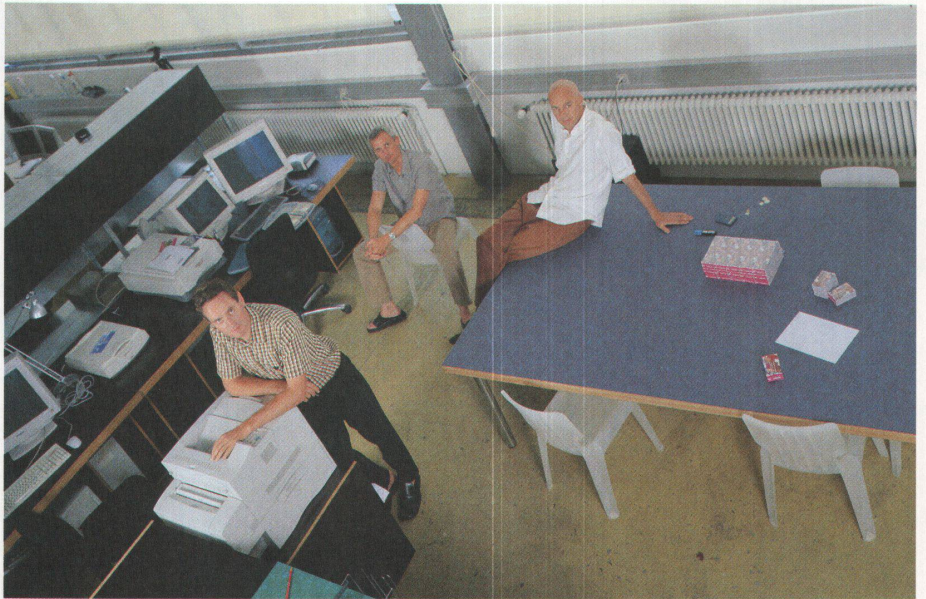
Stolz sind die zehn Autoren vor allem, dass sie es als Team geschafft haben. Zwar sei die Unterstützung der künstlerischen Direktion der Expo.02 für ihr Projekt immer gross gewesen: «Macht es doch möglich, bitte», habe Martin Heller sie ermuntert. Durch den starken Zusammenhalt der Gruppe gegen aussen konnten auch die heiklen Momente in der Arbeit mit der Expo überwunden werden. Das gegenseitige Vertrauen im Zehnerteam sei immer gross gewesen und obschon die einzelnen Mitglieder persönliche künstlerische Projekte während der langen Entstehungszeit nicht zurückstecken konnten und wollten, wurde immer am Panorama weitergearbeitet. «Der Wille, nicht aufzugeben und der Glaube an uns selber hat das Panorama entstehen lassen», sagt Monica Studer. «Dadurch ist es zur starken, einheitlichen künstlerischen Arbeit geworden, die sich nicht in Teilchen zerplücken lässt.» Jetzt fehlt nur noch die richtige Institution, die das einmalige Bildarchiv nach Ende der Expo weiterbestehen lässt.

«Mal etwas ganz anders machen ...»

Zurück im Zürcher Industriequartier. Im ersten Stock einer der ehemaligen Maag-Fabrikationshallen sitzen zwei am Tisch, denen es die Mitmachkampagne von Anfang an angetan hatte: Fünf Anläufe hätten sie unternommen, mit einem Projekt durchzukommen, erzählt Architekt Philippe Stuebi lachend. Sein Partner Nader Taghavi relativiert sofort: Bei vieren davon sei ihr «bureau k1» bloss um architektonische Mitarbeit angefragt worden. Wirklich am Herzen gelegen habe ihnen einzig die nicht realisierte Ausstellung «Bioscope» – und natürlich «Beaufort12», der Pavillon der Kantonalen Gebäudeversicherungen, den sie zusammen mit den Künstlern Christoph Draeger und Martin Frei konzipiert und gebaut haben.



1



2

Woher kommt so viel Engagement eines jungen, aufstrebenden Architekturbüros, das sich bisher etwa mit den Umbauten des hippen Zürcher Szene-Restaurants «Josef» oder des Coiffeursalons «Blow» einen Namen gemacht hat, für die schwierige, architektonisch oft undankbare Arbeit an einer Landesausstellung? Sie hätten ein anderes Bild von der Expo gehabt, sagt Philippe Stuebi: «Ich habe mich einmal hingesezt und einen eigenen Ideal-Pavillon entworfen – einfach so.» Die formale Freiheit habe sie gelockt, erklärt Nader Taghavi: Einmal für andere Funktionen als Wohnen, Essen, Schlafen und Arbeiten bauen zu können und eine eigene Vorstellung zu entwickeln. Der erhoffte gedankliche Freiraum war in der Projektarbeit mit den beiden befreundeten Künstlern auch da – «allerdings niemals in dem Ausmass, wie wir uns das einstmals erträumt hatten», erklärt Stuebi. Sachzwänge, Budgetrestriktionen, technische Vorgaben und behördliche Auflagen verlangten den beiden Architekten ebenso viel Koordinationsarbeit ab wie eine herkömmliche Bauaufgabe – mit dem Unterschied, dass die Rahmenbedingungen ständig änderten. «Flexibel zu sein war das Wichtigste», →

1 Die Basler Künstlergruppe «Panorama 2000» ist ein verschworenes Team: Emanuel Tschumi, Valentin Spiess, Julia Müller, Ursula Freiburghaus, Volker Trommsdorff, Claudia Müller, Christoph van den Berg, Monica Studer, Dominique Salathé und Andreas Reuter.

(von links nach rechts) Foto: Christian Schnur

2 Belleville AG, Martin Roth (links), Andreas Kohli (mitte) und Andreas Hofer: Die Freundschaft überlebte das Projekt.

→ sagt Stuebi. Einen offenen, risikofreudigen Sponsoren im Rücken zu haben, war ein zusätzliches Glück: «Wir haben trotz den verschiedenen Interessen eng mit unseren Geldgebern zusammengearbeitet», sagt Nader Taghavi. Dabei waren die kantonalen Gebäudeversicherungen gleich zu Beginn ihres finanziellen Engagements von der Expo ziemlich brüskiert worden: Sie sagten zu, ein Projekt aus der Mitmachkampagne zu unterstützen, das sich mit Naturkatastrophen befasste. Kaum war der Sponsorenvertrag aber unterschrieben, liess die Expo-Leitung vom Katastrophen-Aficionado Christoph Draeger und seinem Künstlerpartner Martin Frei ein Gegenprojekt ausarbeiten. Bis zu der entscheidenden Präsentation hätten sie das Projekt ohne jeglichen Kontakt zum eingeschnappten Sponsoren entworfen, erinnert sich Philippe Stuebi. Als die Verantwortlichen aber am 31. März des vergangenen Jahres die künstliche Katastrophenlandschaft von Draeger gesehen hätten, sei der Funke gesprungen: «Von da an durften wir am Projekt kaum mehr etwas ändern.»

Auch das «bureau k1» konnte zusammen mit den beiden Künstlern und dem externen Projektleiter Andreas Camenzind ihr Projekt vom ersten Entwurf bis zur konkreten Realisation ganz ausführen. Sie seien sogar zusammen nach Japan gereist, um Erdbeben-, Lawinen- und Feuer-simulatoren anzuschauen, Rauchlabyrinth zu begehen und den realen Katastrophenort Kobe zu besuchen, erzählt Stuebi. Denn die Lust an Katastrophen ist die eigentliche Obsession des 37-jährigen Christoph Draeger. International bekannt wurde der Künstler mit grossflächigen Puzzles von abgestürzten Flugzeugen und Modellen verwüsteter Landschaften, die er in seinem Atelier in Brüssel auf mehreren hundert Quadratmetern nachbaut. Auch die Landschaft, die er zusammen mit Martin Frei für «Beaufort12» schuf, ist eines dieser skurrilen Bühnenbilder in bewusst zu klein gehaltenem Massstab, damit seine Künstlichkeit spürbar bleibt. «Anfangs war der ganze Pavillon als reine Kunstinstallation geplant», sagt Philippe Stuebi. Das war den Gebäudeversicherungen aber nicht geheuer: Sie bestanden auf dem Einbau einer Ausstellung rund um den Katastrophenschutz und engagierten dazu die Zuger Gestalter «DNS Transport». Ihre Inszenierung ist mit all den Uniformen und Vitrinen allerdings eher zur Zeughausparodie geworden; um so stärker wirkt dafür die alles niederwühlende künstliche Schlammlawine der Künstler. Pietätlos? «Mit Katastrophenbildern muss man sich kulturell auseinander setzen», sagt Nader Taghavi, «Draeger und Frei machen ihr eigenes Gemälde draus. Das ist nicht pietätlos!»

Die beiden Architekten von «bureau k1» jedenfalls könnten sich durchaus vorstellen, wieder ein solches zu bauen – einen künstlerischen «Desasterpark» etwa. So spannend der gestalterische Freiraum bei «Beaufort12» aber auch gewesen ist – Stuebi und Taghavi wollen künftig nicht nur Bühnenbilder schaffen.

«Wir hätten radikaler denken müssen»

Quer über den Hof, schräg oberhalb der Halle, in der zur Zeit das Musical «Deep» Erfolge feiert, logiert das Team, das es nicht bis zum Schluss geschafft hat «und doch am längsten von allen an der Expo dabei war», sagt Andreas Kohli, Mitinhaber der Belleville AG. 1998 gründete der erfahrene Designer zusammen mit dem Ausstellungsmacher und Jazzschlagzeuger Martin Roth eine Aktiengesellschaft eigens zur Realisation eines Expo-Projektes. Identität und

Gemeinschaft sei das Thema gewesen, das sie angesprochen hätte, erinnert sich Kohli, und es war die Zeit der Internet-Euphorie. «Für uns war ganz klar: Nur ein Internetprojekt bot die Plattform zur offenen Meinungsäusserung» sagt Andreas Hofer, Künstler, Plastiker und Gestalter der virtuellen Stadt, die Belleville schliesslich erfunden hat. Zusammen mit den Filmemachern Felix Schaad und Susanne Hofer schuf er eine Gegenschweiz. Das Projekt kam durch drei Jurierungen der Mitmachkampagne und hatte drei Tage später bereits einen potenten Sponsoren gefunden: Die Credit Suisse Group wollte sich damit als führende Bank im elektronischen Sektor profilieren.

In zwei Schritten entwickelte die zehnköpfige Gestaltergruppe von Belleville bis in den Herbst 1999 hinein die Internetstadt «Cy», optimierte Benutzerführung, Räume und Tools, schuf virtuelle Wohnungen, Cafés, Chatrooms, erfand ein Museum, eine Wandzeitung und einen Park und kreierte die «Avataren», die Bewohner von «Cy». «Es war eine wunderbare Zeit», sagt Andreas Hofer. «Wir arbeiteten wie Besessene. Aber eine solche Bündelung kreativer Energien auf ein Ziel hatte ich nie zuvor erlebt!» Die Verschiebung der Expo um ein Jahr kam für Belleville zum ungünstigsten Zeitpunkt. «Wir waren wie eine Ariane-Rakete vor dem Start», sagt Kohli. «Drei Tage vor der Lancierung des endgültigen Projekts aber kam das Aus der Expo.01». Das «geschenkte Jahr» erwies sich als Danaergeschenk: Die Attraktivität des Internets sank stetig, Internetstädte verloren an Faszination.

«Cy» entwickelte sich von einer geschlossenen Welt zum offenen Szenarium mit verschiedenen Einzelschauplätzen. Im Februar 2001 kam die Internetstadt mit neun Monaten Verspätung in Betrieb, «schleichend statt mit einem Paukenschlag», bedauert Andreas Kohli. Dann begannen die Probleme: Die Internetstadt fand viel zu wenig Bewohner und die Ausstellung auf der Arteplage Biel geriet immer mehr zum nebenher laufenden, unabhängigen Projekt statt zum Ort, an dem die virtuelle Welt einen Moment lang in die Realität eindringt. Im Oktober 2001 zog sich Belleville aus dem Projekt zurück und beschränkte sich auf die Betreuung der Fotobots, digitale Selbstporträtkameras, die mit Saugnäpfen an Schaufensterscheiben kleben.

«Vielleicht war die mangelnde Durchsetzungskraft ein Künstlerproblem», sagt Andreas Hofer, «wir waren uns aus unseren eigenen Projekten gewohnt, bis zum letzten Moment alles auf den Kopf stellen zu können. Das ging mit der komplizierten Technologie und einer Grossbank als Geldgeber nicht.» Wenigstens hat die Bruchlandung die Freundschaft nicht beschädigt. Das erste halbe Jahr nach dem Rückzug sei schwierig gewesen. Der Firmenname sei zu eng mit der Landesausstellung verknüpft gewesen, als dass sie etwa an andere Wettbewerbe eingeladen worden wären, sagt Kohli. Nun aber schaffe es Belleville langsam, einen gesunden Mix von kommerziellen Aufträgen und künstlerischen Projekten zu erlangen. •

Der Anfang ist gemacht

--> Im Kontrast-Verlag in Zürich ist ein kleines Bändchen mit 365 Fotobotporträts erschienen. www.fotobot.net
--> Belleville war an der internationalen Biennale junger Kunst in Turin mit einem politischen Projekt: Abstimmen gegen Berlusconi via Fotobot. www.etnicitta.it